Kant, Schiller, Goethe.

Eine Apologie von Karl Vorländer in Solingen.

„So alt das Menschengeschlecht ist und so lange es eine Vernunft gibt, hat man sie [die Fundamente der Kantischen Philosophie] stillschweigend anerkannt und im ganzen danach gehandelt.“

(Schiller an Goethe, 28. Oktober 1794.)

„Goethe sagte mir einmal, dass, wenn er eine Seite im Kant lese, ihm zu Muthe würde, als träte er in ein helles Zimmer.“ (Schopenhauers WW. ed. Grisebach II, 167.)

Die tiefgehende Einwirkung der kritischen Philosophie auf Schiller und durch ihn auf Goethe wird noch immer von einseitigen Verehrern unserer beiden grossen Dichter bestritten. Sie scheinen zu glauben, dass dadurch deren Eigenart, dem Ruhme ihres Genius etwas geraubt werde. Selbstverständlich konnte es mir in der Reihe von Untersuchungen, die ich dem Nachweise jener Einwirkung bezüglich Goethes in dieser Zeitschrift (I, 60—99, 315—351, II, 161—236), wie vorher mit Bezug auf Schiller in den Philosophischen Monatsheften (XXX, 225—280, 371—405, 504—577 ¹⁾) gewidmet habe, nicht in den Sinn kommen, der Originalität beider auch nur das Geringste entziehen zu wollen. Selbst der treueste Schüler eines Philosophen kann und wird die Lehre seines Meisters nie genau in dessen Sinne auffassen und wiedergeben, weil er eben eine andere Individualität ist. Um wie viel stärker ist der Gegensatz zwischen einem so abstrakten Denker, wie Kant, und zwei poetischen Genies, von denen Schiller nur bedingt, Goethe überhaupt nicht als Philosoph im engeren Sinne des Wortes betrachtet werden kann. Nur um das Mass Kantischen Einflusses also kann es sich handeln, der bei Schiller zu sehr verkleinert, bei Goethe — theils aus Unkenntnis, theils mit Bewusstsein, klaren Gegenzeugnissen zum Trotz — ganz und gar geleugnet wird.

¹⁾ Die erste Abhandlung trägt mehr historischen, die beiden anderen („Methodische Berechtigung des ethischen Rigorismus“ und „Aesthetische Ergänzung des eth. Rig.“) mehr systematischen Charakter.

Was speziell den letzteren betrifft, so hiesse es ja Wasser ins Meer tragen, wenn wir auf die Wesenskluft, die zwischen dem Dichter von Faust und Werther (I, 69) und dem grossen Systematiker der menschlichen Vernunft besteht, mehr als nur eben aufmerksam machen wollten. Goethe war, als er in reiferen Jahren den Kritizismus kennen lernte, weder geneigt noch fähig, ein „Kantianer“ zu werden, d. h. das ganze Kantische System in sich aufzunehmen. Er war sich selbst genug. Aber er hat den „Alten vom Königsberge“, nachdem er durch Schillers Vermittlung zu einem tieferen Verständnis desselben gekommen war, nicht bloss stets mit grösster Achtung, ja Bewunderung genannt, sondern auch deutlich und häufig genug zu denen gezählt, die während der zweiten Hälfte seines Lebens einen nachhaltigen Einfluss auf ihn ausgeübt haben. Meine Studien über Schillers Verhältnis zu Kant hatten mich auf diesen in der bisherigen Goethe-Litteratur (vergl. meine Einleitung zu dem ersten Goethe-Artikel, Kantstudien I 60—64) noch sehr vernachlässigten Punkt aufmerksam gemacht. So habe ich die Beziehungen Goethes zu Kant, wie sie sich historisch entwickelt haben, an der Hand der besten Quellen unparteiisch darzulegen gesucht. Da ich keinerlei vorgefasstes Ziel im Auge hatte, kein anderes wenigstens als die objektive Wahrheit, so habe ich in erster Linie diese Quellen sprechen lassen. Und zwar, wie sie eben sprachen: einerlei, ob sie der kritischen Philosophie freundliche oder ungünstige Aeusserungen brachten. Ich habe im Gegenteil an zahlreichen Stellen darauf hingewiesen, wie Goethes künstlerische Natur, seine ganze von ihm und Schiller so oft als „anschauend“ bezeichnete Art sich gegen das philosophische Trennen und Abstrahieren sträubt. Den Goethe vor 1790 gab ich von vornherein ganz preis, in bedingtem Sinne auch den von 1790—1794. Erst durch den Freundschaftsbund mit Schiller erfolgt die entscheidende Wendung. Auch dieser hat den Freund freilich nicht mit einem Schlage oder überhaupt zum Philosophen, geschweige denn zum Kantianer machen können oder wollen, aber doch „in Verfolg eines zehnjährigen Umgangs die philosophischen Anlagen, inwiefern meine Natur sie enthielt, nach und nach entwickeln“ helfen. Goethe „wächst“ in der glücklichen Periode, die ihm mit dem Freunde zu leben vergönnt war, mit der Kantischen Philosophie „immer mehr zusammen“; und er freut sich dessen. Die Philosophie wird ihm täglich werter, er schreibt ihr eine höhere Vorstellung von Kunst und Wissenschaft zu, er bekennt, der Kritik der Urteilskraft eine „höchst frohe“ Lebensperiode schuldig zu sein, er gebraucht mehrfach in vertraulichen Briefen den Ausdruck, er verdanke es ihr, dass er nicht mehr der „steife Realist“ von früher sei. Es folgen zwar auch Zeiten, wie die von 1806—1816, wo er weniger von der Kantischen Philosophie berührt erscheint, aber seine Liebe zur Empirie „artet“ doch „nie in Abneigung aus“, sondern hat sich in eine „stille, vorsichtige Neigung aufgelöst“. Die Zeugnisse seiner persönlichen Verehrung Kants, die aus den verschiedensten Jahren, auch aus der letztgenannten Periode, stammen, erachten wir zwar nicht als strenge Beweisstücke, immerhin ist es aber doch einem auf diametral entgegengesetztem Standpunkte stehenden Gegner nicht gerade zuzutragen, dass er Kant als den „Köstlichen“, „Herrlichen“, „Vortrefflichen“, „unseren

Meister“ bezeichnet. 1817 geht Goethe daran, den „Kantischen Einfluss“ auf seine „Denkweise und Studien“ „geschichtlich zu betrachten“. Und dass diese Schätzung Kants bis an sein Ende dauert, dafür sprechen, meine ich, die Zeugnisse der folgenden Jahre (vergl. bes. das zu 1818, 1825, 1827, 1829, 1830 und 1831 Ausgeführte) deutlich genug für jeden, der sich nicht gewaltsam die Augen dagegen verschliesst. Die letzte erhaltene Aeusserung (vom 18. Sept. 1831) enthält den sein Verhältnis zu Kant zum Schluss noch einmal aufs schönste zusammenfassenden Dank an den kritischen Idealismus dafür, dass er ihn „auf sich selbst aufmerksam gemacht“ habe. Es ist dasselbe Bewusstsein des Klärenden, Aufhellenden der kritischen Philosophie, wie es sich in der Aeusserung zu Schopenhauer ausspricht, die wir an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt haben. Und, wenn Goethe selbst dies „Auf sich selbst aufmerksam werden“, was die Philosophie gelehrt, als einen „ungeheuren Gewinn“ für sich betrachtete: so waren wir sehr bescheiden, wenn wir in unserem Schlussurteil (S. 210) auch für eben diese Philosophie einen gemessenen Anteil an den „mannigfaltigen Richtungen seines Wesens“ in Anspruch nahmen.

Dass nun von Goethes Verehrern, zu denen auch ich mich zu zählen wage, der eine mehr diese, der andere mehr jene Richtung seines Helden in den Vordergrund stellt, ist natürlich und kann dem Ganzen nur förderlich sein. Nur darf das nicht dazu führen, dass man den Dichter in rücksichtsloser Ignorierung seiner sonnenklarsten Aeusserungen, für die eigene einseitige Anschauung ausschliesslich reklamiert, wie es Rudolf Steiner in seiner neu erschienenen Schrift: *Goethes Weltanschauung* (Weimar, Felber, 1897, 203 S.) thut. Ich hatte in der Einleitung zu meinem ersten Artikel (Kantstudien I, 63) Steiners diametrale Entgegensetzung Kants und Goethes als eine „mindestens stark einseitige und mit klaren Selbstzeugnissen Goethes in Widerspruch stehende Auffassung“ bezeichnet, in der „ein an sich richtiger Gedanke (der Verschiedenheit beider Individualitäten) ins Extrem überspannt erscheint“, und mir diesen Widerspruch mit den That-sachen aus dem völligen Missverständnis der transcendentalen Methode von Seiten Steiners erklärt. Für die Richtigkeit dieses meines vor mehreren Jahren niedergeschriebenen Urteils liefert das neue Büchlein den verstärkten Beweis. Anstatt dass der Verfasser versucht, das ihm sachlich Entgeengehaltene zu entkräften, glaubt er seine Position zu stärken, wenn er seine Behauptungen, zum Teil in vergrößerter Form einfach wiederholt. Nun könnte man zwar Herrn Rudolf Steiner in seiner isolierten und verbitterten Opposition gegen die gesamte moderne Philosophie (excl. natürlich Nietzsche) und Naturwissenschaft ruhig sich selbst überlassen, indessen das Uebermass seiner durch keinerlei philosophische Sachkenntnis getrübt und durch keinerlei Selbsterkenntnis eingeschränkten Selbstüberhebung ist doch so gross, dass es energisch in seine Schranken gewiesen zu werden verdient.

Steiner giebt seinem „Buche“ von vornherein ein vornehmes Air. Es ist nicht bloss erdacht, sondern „erlebt“ und zwar „im vollsten Sinne des Wortes“. Er „wollte Goethes Seele durchschauen“, „zwischen den Zeilen seiner Werke“ auch „die Kräfte seines Geistes“, die ihn be-

herrschten, „deren er sich aber nicht selbst bewusst wurde, entdecken“ (Vorrede VII). Er sieht geringschätzig auf die Objektivität „derjenigen Darsteller“ herab, „die sich selbst verleugnen wollen, wenn sie fremde Ideen schildern“, sie kann nur „matte und farbenblasse Bilder malen“; „der reine Historiker ist ein schwacher, ein unkräftiger Mensch“ (ib. X). Fragt sich, was Steiner zur Unterlage seiner am letzten Ende doch auch nur historischen, weil eine fremde Persönlichkeit betrachtenden, Darstellung benutzt hat. Er verschmäh't es stolz, eine „Entwicklungsgeschichte Goethescher Aussprüche“ zu geben (S. 3), aber, wenn wir näher zusehen, hält doch auch er sich, wie es ja auch gar nicht anders möglich war, in erster Linie an solche; ja, die abgedruckten Goetheschen Stellen nehmen einen recht beträchtlichen Teil des nicht ganz 200 kleine Seiten starken Büchleins aus. Der Unterschied liegt nur in der Art der Benutzung. Mit verblüffender Naivetät erklärt Steiner (ebd.), er wisse wohl, dass „manchem von dem, was ich sagen werde, Goethesche Sätze entgegengehalten werden können, die ihm widersprechen“, ja er lässt sich zu dem Zugeständnis herbei, dass „in Goethes Persönlichkeit auch Kräfte gewirkt haben, die ich nicht berücksichtigt habe“. Aber das sind eben nicht die „eigentlich bestimmenden“ Kräfte, die seiner „Weltanschauung“ das „Gepräge“ geben.

Damit sind wir an dem gleichfalls die Eigenart des Verfassers charakterisierenden anspruchsvollen Titel seines „Buches“ angelangt. Es will „Goethes Weltanschauung“ darlegen. Thatsächlich schildert es nur einen, wenn auch wichtigen, Bruchteil derselben, seine Anschauungen von der äusseren Natur, seine botanischen, zoologischen, physikalischen, andeutungsweise auch zum Schluss noch etwas von seinen geologischen und meteorologischen Ansichten; allerdings mit einigen allgemeinen philosophischen Ausblicken und polemischen Erörterungen verbrämt, die uns zur Erwiderung veranlassen. Und auch für diesen Bruchteil benutzt er nicht den ganzen Goethe, sondern er greift ebenso willkürlich, wie in seiner Benutzung Goethescher Aussprüche, diejenigen Perioden aus Goethes Leben heraus, die zu dem Bilde, das er von ihm geben will, am besten passen; die Zeit von c. 1780—1790 und die Zeit der Ausbildung der „Farbenlehre“. Nun sind zwar Goethes naturwissenschaftliche Ansichten nicht zum ersten Male von Herrn Steiner im Zusammenhang dargestellt worden; die bekannte Arbeit von Kalischer z. B. (in der Hempel'schen Ausgabe von Goethes Werken) bietet reicheres Material als diejenige Steiners. Indessen, wenn er sich auf dieses Gebiet, das ihm ja als „mehrfachem“ Herausgeber von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften recht nahe lag, bescheidener Weise beschränkt hätte, so hätte man sein recht geläufig und lesbar geschriebenes Büchlein, abgesehen von der übertriebenen Verherrlichung der Goethe'schen und dem erbitterten Herunterreissen der modernen naturwissenschaftlichen Methode, immerhin als eine nicht übele Einführung in die Triebfedern von Goethes Art des naturwissenschaftlichen Denkens bezeichnen können. Zu seinem Unglücke aber begiebt er sich, offenbar in der Absicht, seinen Ausführungen doch ein etwas allgemeineres Relief zu geben, auf das Gebiet der Philosophie, insbesondere auch wieder, meiner Warnung zum Trotz, auf das Gebiet der Kantischen.

Sonderbar malt sich in diesem Kopf die Philosophie-Geschichte! So ziemlich die gesamte Philosophie von Xenophanes bis Hegel stellt sich ihm als eine grosse Veründigung am — gesunden Menschenverstande dar. Damit, dass sie ein reines Denken annahmen, „das auf die Erfahrung keine Rücksicht nimmt“ (!), haben die Eleaten allen folgenden Philosophen „eine Entwicklungskrankheit eingepflegt, an der die wissenschaftliche Bildung noch heute leidet“ (10). Das ist die „platonische Weltanschauung“, welche die „gar nicht vorhandene“ (!) (13) Frage nach dem Verhältnisse der Ideen zu den Dingen der äusseren Wahrnehmung stellt und deshalb als „unnatürlich“ und dem „gesunden menschlichen Empfinden“ widersprechend bekämpft werden muss. Das Christentum hat natürlich „das Ungesunde der platonischen Vorstellungsart“ noch verschlimmert. Aber auch Bacon von Verulam und der drei Jahrhunderte (!) (S. 18) nach ihm lebende Descartes haben „den bösen Blick für das Verhältnis von Erfahrung und Idee als Erbstück einer entarteten Philosophie mitbekommen“ (16 f.). Spinoza steht natürlich erst recht unter der Nachwirkung der platonischen Auffassungsweise (20), während Hume, ähnlich Baco, in „umgekehrtem Platonismus“ (18) die Ideen leugnet (21), was Steiner wiederum nicht recht ist. Der einzige, der bei ihm einigermaßen Gnade findet, weil er die abendländische Philosophie vor ihren „Irr- und Schleichwegen“ hätte bewahren können, ist der „richtig verstandene“ (!) Aristoteles. Ausserdem wird nur noch Max Stirner mehrmals (ausser S. 77 ff. auch S. 201; auf das ganz nachlässig aufgestellte Namen-Register kann man sich nicht verlassen) beifällig zitiert, während — Nietzsche merkwürdigerweise nicht genannt wird.

Unter diesen Umständen kann natürlich Steiners Verdikt über eine so „böse Frucht“ des Platonismus (24), wie Kant, auch nur absprechend lauten. Kants Weltanschauung ist lediglich die „logische Verschmelzung anezogener und ererbter philosophischer und religiöser Vorurteile“ (26). „Sie konnte nur aus einem Geiste entspringen, in dem der Sinn für das lebendige Schaffen innerhalb der Natur unentwickelt geblieben ist“ (ebd.). Die Kritik der teleologischen Urteilskraft scheint St. nicht gelesen oder gelesen und nicht verstanden zu haben! Und eben so wenig hat er eine Ahnung von den einfachsten Grundgedanken der transcendentalen Aesthetik und Logik, wenn er S. 43, mit offener Beziehung auf Kant, von „dem Philosophen“ schreiben kann, „der nur (!) denkt, ohne ein Gefühl davon zu haben, dass Gedanken ihrem Wesen (?) nach an Anschauungen gebunden sind“ oder S. 56 f. Kants Begriffe ausdrücklich als „tote“, „bloss im Menschen vorhandene“ Einheiten bezeichnet, die „nichts zu thun haben mit der lebendigen Einheit der Natur“, aus der die mannigfaltigen Einzelheiten „wirklich“ (!) hervorgehen. Eben so wenig endlich, wie Kants Erfahrungslehre — die Kunstlehre wird überhaupt nicht berührt — kennt oder versteht er die grossen Gedanken der Kantischen Ethik. Er weiss nichts von ihrer höchsten Spitze, der Autonomie oder Selbstgesetzgebung der freien, selbstzweckhaften Persönlichkeit, sondern spricht nur von dem kategorischen Imperativ, der mit der Peitsche hinter den Ideen stehe und den Menschen dränge, ihnen zu folgen (73).

Nachdem er sich — weitere Proben wird uns der Leser, denke

ich, schenken — einen solchen Popanz erst von „abendländischer Gedankenentwicklung“ im allgemeinen (10—21), dann von Kant im besonderen (21—26) zurechtgezimmert hat, fällt es ihm natürlich nicht schwer, von seinem Goethe zu folgern, dass dessen „so starkes Erkenntnisbedürfnis“ in „den Philosophien“ keine Befriedigung, seine „unzähligen Fragen“ keine Antwort finden konnten (27). Der wirkliche Goethe behauptet zwar von Kants Kritik der Urteilskraft genau das Gegenteil und belegt diese Behauptung mit einzelnen Beispielen, aber das führte ja zu einer „Entwicklungsgeschichte Goethescher Aussprüche“ und entspräche nicht den „Grundlagen seiner Persönlichkeit“, muss also unberücksichtigt bleiben! Steiner verschweigt absichtlich, dass Goethe über so grundlegende eigene Anschauungen, wie die Verwandtschaft von Natur- und Kunstschaffen oder wie seine Abneigung gegen die triviale Teleologie — Gedanken, die Steiner mit Recht als für Goethes Art charakteristisch annimmt (S. 29f., 128f.) — gerade bei Kant hellstes Licht verbreitet, sich durch ihn „geregelt und gerechtfertigt“, „beglaubigt und bestärkt“ sah, und dass er deshalb in ihm „Nahrung“ für seine eigene Philosophie, deshalb die „grossen Hauptgedanken“ Kants seinem „bisherigen Schaffen, Thun und Denken“ „ganz analog“ fand. Absichtlich: denn wenn er auch Kant nicht gelesen haben sollte, so kennt er doch Goethes Selbstzeugnisse um so sicherer, denn er hat sie ja selbst herausgegeben und ist überdies durch meine Untersuchungen, die er ebenfalls, obwohl er sie kennt (s. unten), mit Absicht ignoriert, weil ihre Resultate im Widerspruch zu seinen Aufstellungen stehen, noch besonders darauf aufmerksam gemacht worden.

Wenn nun schon diese erste Einwirkung Kants, die in engem Zusammenhange mit dem steht, was Steiner selbst als die „eigentlich bestimmenden“ Kräfte in Goethes Weltanschauung bezeichnet, von diesem Goethe-Darsteller verschwiegen wird, so können wir natürlich nicht erwarten, dass der spätere, weit stärkere Einfluss auf Goethes Alter — für ihn identisch mit dessen „absteigender“ Entwicklung — von ihm den Thatsachen gemäss hervorgehoben würde. Meine Darlegungen in dieser Hinsicht sind für ihn einfach nicht da. Es bleibt dabei: Goethes Vorstellungsart ist das „entschiedenste Gegenteil“ der Kantischen (39). Und der „Philosoph der Goetheschen Weltanschauung“ ist trotz alledem — Hegel (200).

Und was setzt nun unser Philosoph der ungesunden und unnatürlichen platonisch-kantischen als seine eigene und zugleich Goethes Philosophie entgegen? Wir stossen immer wieder auf das „gesunde“, „natürliche“ Empfinden und — „die Wirklichkeit“. Anfangs glaubt man, er wolle damit einseitig die sinnliche Wahrnehmung als alleinige Erkenntnisquelle betonen, aber nein — er spricht auch dem „Geiste“ einen Anteil an dem Zustandekommen der Erkenntnis zu (38). Die äussere Anschauung erfüllt sich mit „subjektiven Erlebnissen“ oder „Ideen“ (47), beide vereint bringen erst die Erkenntnis hervor. Der Geisteszinhalt ist die „zweite Hälfte“ der ganzen Wirklichkeit; ohne ihn würde die Welt „ein unwahres Antlitz zeigen“, würden „ihre tieferen Kräfte“ verborgen bleiben (ebd.). Wozu aber dann die Polemik gegen Plato und Kant?

Freilich jede begriffsmässige Fesselung dieser „subjektiven Erlebnisse“ dieses „ideellen Elementes“ in uns, dieser „ideellen Sprache unseres Inneren“ und, wie die verschwommenen Ausdrücke mehr heissen, ist ihm verhasst. Die allgemeingiltigen und sichersten Wahrheiten, z. B. die mathematischen, gelten ihm daher als „die oberflächlichsten, die trivialsten“ (48), das wissenschaftlich-experimentelle Verfahren als geistloser Thatsachenfanatismus (52—54), die ganze moderne Physik wird auf das leidenschaftlichste beföhlet (158—172). Für Steiners rein von ästhetischen Interessen diktiertes Denken liegt aller Wert vielmehr in den „individuellen Ausgestaltungen“ der Wahrheit (48f.), die Wahrheit erkennen heisst in der Wahrheit leben (49). Doch es würde uns zu weit vom Thema abführen, wollten wir diese an gewisse modernste Philosopheme erinnernde Denkweise des Verfassers noch weiter verfolgen. Dass Goethe als Künstler zu solchem Denken oder richtiger Fühlen¹⁾ hinneigte, wer wollte das bestreiten? Der Grundunterschied zwischen Goethescher und Kantischer Denkart liegt eben, wie wir schon oben ausführten, in der Künstlernatur des einen, der Philosophennatur des anderen. Dass Goethe seine poetische Denkweise auch auf ein ihr ganz fremdes Gebiet, das physikalische, zu übertragen suchte, dass er hier, um mit Helmholtz zu sprechen, die unmittelbare Wahrheit des sinnlichen Eindrucks gegen die Angriffe der Wissenschaft retten wollte, bleibt, nach dem übereinstimmenden Urteil aller Fachmänner — trotz Steiner — eine seiner Schwächen. Im übrigen aber war er vielseitig und einsichtig genug, um sich nicht, wie sein neuester Darsteller, gegen die durch Kant inaugurierte mächtige philosophische Zeitbewegung zu verstocken; er hat vielmehr von ihr zu lernen gesucht und sie zur eigenen philosophischen Klärung zu nutzen verstanden. So konnte er denn im Leben Winckelmanns die bedeutungsvollen Worte niederschreiben, dass „kein Gelehrter ungestraft jene grosse philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe“.

Diesen wohlgemeinten Rat möchten wir auch den Verfasser von „Goethes Weltanschauung“, der sich ja doch wohl, trotz seines Hasses gegen die moderne Wissenschaft, zu den Gelehrten zählen wird, zu beherzigen ersuchen, falls es etwa zu einer neuen Auflage seines Buches kommen sollte. Denn es ist immer besser, sich, wenn auch spät, auf Grund der Thatsachen von falschen Meinungen zu bekehren, als der einmal vorgefassten Ansicht zu lieb offenkundige Gegenzeugnisse mit hartnäckigem Schweigen zu übergehen bzw. sie eigenmächtig bei Seite zu schieben, oder gar — dem wissenschaftlichen Gegner mit persönlichen Invektiven zu erwidern.

Zu dem letzteren sinkt Steiner herab in einer seiner Einleitungen zu dem 4. Bd. von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften (Kürschner'sche Ausgabe), zu denen bei ihm seltsamerweise auch Goethes „Sprüche in Prosa“

¹⁾ „In der Wahrheit leben ist nichts anderes als bei der Betrachtung jedes einzelnen Dinges hinzusehen, welches innere Erlebnis sich einstellt, wenn man diesem Dinge gegenübersteht“ (49). Daher gilt Steiner auch, im Widerspruch zu (namentlich dem späteren) Goethe das Erkenntnisvermögen als unbeschränkt.

gehören. Da neben bekannten wissenschaftlichen Grössen auch meine Wenigkeit — und zwar eine ganze enggedruckte Seite (IV, 2, 343) lang — von seinem Zorne getroffen wird, so muss ich mich leider noch in einigen Worten damit befassen. Auch hier macht Steiner nicht den mindesten Versuch, gegen meine Auffassung von Goethes Verhältnis zu Kant sachlich irgend etwas vorzubringen. Er scheint nur entweder „vornehmes“ Ignorieren oder gehässiges Grobwerden zu kennen. Als einzige Antwort auf mein, durch meine ganze Arbeit begründetes, Urteil über seinen Standpunkt genügt ihm die geschmackvolle Wendung: „Herr Vorländer hat keine Ahnung von der Weltanschauung, in der Goethe lebte“. Alles weitere lehnt er mit den Worten ab: „Mit(!) ihm zu polemisieren, würde mir gar nichts nützen, denn wir sprechen verschiedene Sprachen.“ Trotzdem tritt er dann aber doch gleich darauf in eine Polemik ein. Die verschiedenen Inkorrektheiten zwar, die ich beiläufig seiner Weimarer Ausgabe nachgewiesen¹⁾ — ich lege keinen grossen Wert darauf, sie kennzeichnen indessen die etwas flüchtige Art des Herausgebers —, versucht er nicht zu rechtfertigen. Dagegen hat ihn die einzige Stelle, an der ich ihn etwas unsanfter fassen musste, weil er sich erlaubt hatte, Kants Ansicht als eine „ganz untergeordnete Art, sich zu den Dingen in ein Verhältnis zu setzen“ zu bezeichnen (Kantstudien I, 95 f., Anm. 3), in solche Wut versetzt, dass er meinen harmlosen Rat, sich vor solchem Urteil über Kant erst gewisse Grundbegriffe desselben besser klar zu machen, mit folgenden nichtssagenden Ausfällen beantwortet. „Herr Vorländer mag sich lieber erst die Fähigkeit aneignen, einen Satz richtig lesen zu lernen.“ „Wie klar sein Denken ist, zeigt sich darin, dass er bei meinen Sätzen nie(!) weiss, was gemeint ist.“ „Goethe'sche Zitate aufsuchen und sie zusammenstellen kann jeder; sie im Sinne Goethe'scher Weltanschauung deuten, kann jedenfalls Herr Vorländer nicht.“ Es hiesse meines Erachtens die Geduld der Leser dieser Zeitschrift, welche letztere in ironischer Weise zu „Mitarbeitern dieser Art“ beglückwünscht wird, missbrauchen, wenn ich auf den zwischen diese Ausfälle eingestreuten Versuch Steiners, mir ein Missverständnis seiner Worte nachzuweisen, im einzelnen eingehen wollte; ich müsste zu dem Zwecke Wort für Wort zerpfücken. Ich muss daher die geehrten Leser, die sich etwa für die Sache interessieren, bitten, auf Grund der oben angegebenen Stelle Goethes, Steiners und meine Sätze zu vergleichen, und bin dann ihres Urteils sicher.

Was die persönlichen Invektiven Steiners betrifft, so genügt es wohl, sie einfach niedriger zu hängen. Ich befinde mich dabei übrigens in guter Gesellschaft. Zur Kennzeichnung des Schriftstellers und Erheiterung der Leser teile ich einiges Wenige aus der von mir ausgezogenen Blütenlese mit: „Die Philosophen von heute . . . haben allen Mut zu selbständigem Handeln verloren“ (IV). „Wessen Vorstellungsvermögen durch Descartes, Locke, Kant und die moderne Philosophie nicht vom Grund

¹⁾ Kantstudien I, 86, 89, 92 Anm., II, 233. — Auch in den Anmerkungen zu dem vorliegenden Bande der Kürschnerschen Ausgabe habe ich weitere bemerkt.

aus verdorben ist . .“ (X). Von Du Bois-Reymond heisst es (IV): Es muss diesem Herrn (!) gesagt werden, dass es noch andere Menschen giebt, die sich durch eine banale (!) Erklärung der Körperwelt — wie er sie im Auge hat, durchaus nicht befriedigt fühlen“; ihm „fehlt das Organ, Goethe zu verstehen“. Dem „Leipziger Professor Wundt, den man zuweilen als einen der grössten Philosophen der Gegenwart preisen hört“ (IX), wird die „Gedankenlosigkeit“ vorgeworfen, dass er „die Denkgewohnheiten der modernen Naturforscher für bindende logische Normen ausgiebt“ (XIV). Die köstlichste Probe aber der eigenen, nicht bloss „Gedankenlosigkeit“, sondern völliger Gedankenverwirrung giebt die Charakteristik Platos S. 26 Anm. Man traut seinen Augen nicht, wenn man sich eben in dem Buche über „Goethes Weltanschauung“ in das „Ungesunde“ und „Unnatürliche“ der „platonischen Weltansicht“ vertieft hat und nun die von demselben Verfasser zur selben Zeit geschriebenen Worte lesen muss: „Die Philosophie Platos ist eines der erhabensten Gedankengebäude, die je aus dem Geiste der Menschheit entsprungen sind. Es gehört zu den traurigsten Zeichen unserer Zeit, dass platonische Anschauungsweise in der Philosophie geradezu für das Gegenteil von gesunder Vernunft gilt.“ Von Goethe heisst es dort (S. 27): „Die platonische Trennung von Idee und Erfahrung war seiner Natur zuwider“, und hier (S. 110, Anm.): „Goethes eigene Anschauung war in gleicher Weise auf das Geistige nicht weniger als auf das Sinnliche der Welt gerichtet. Daher konnte er Plato ganz anders würdigen als unsere Zeit, die unvermögend ist, sich zur Idee zu erheben“ (!).

Und dieser ergötzliche Logiker und Idealist schliesst seine Philippika gegen mich mit den beiden ergrimmtten Ausrufen: „Wie sollte auch eine Erkenntnisart wie die Goethesche von der in den spanischen Stiefeln (!) der Kantischen Sophistik einherschreitenden (!) Philosophie richtig interpretiert werden! Wie könnte, wer sich selbst Scheuleder anlegt, je einen freien Ausblick gewinnen!“ Sapiienti sat!

Es ist eine wahre Erquickung, sich von Steiner hinweg zu der verständig, klar und frisch geschriebenen Abhandlung Adolf Baumeisters über Schillers Verhältnis zu Kant zu wenden.¹⁾ Sie liefert den besten Beweis dafür, dass man seiner Individualität nicht zu entsagen braucht, wenn man auch die Auffassungsweisen anderer zu würdigen versteht, und dass man objektiv und sachlich schreiben kann, ohne darum „matte“ und „farbenblasse“ Bilder zu malen.

Der Unterschied zwischen der Auffassung des Tübinger Gelehrten und der meinigen, die er als die neukantische bezeichnet, ist thatsächlich nicht so gross, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Manche Wendungen zwar lassen anfangs einen Gegensatz schärferer Art erwarten, z. B.: Schiller „gravitiere nicht nach Kant hin“, sondern „bewege sich nur um seine eigene Achse“, er sei im Grunde „dogmatischer (!) Monist“, Kant Dualist (S. 5), oder: Schiller trete „eigentlich nicht in die Kant'sche Sphäre ein“, sondern „berühre sich nur mit ihr“, habe aber den „Mittel-

¹⁾ Baumeister A., Ueber Schillers Lebensansicht, insbesondere in ihrer Beziehung zur Kantschen. Tübinger Gymnasial-Programm 1897.

punkt seines Denkens und Dichtens ausserhalb derselben“ (11), wie denn das Beweisthema der ganzen Arbeit lautet: Schiller steht als Ethiker, auch in der Reifezeit seines Denkens, Kant selbständig gegenüber (S. 3). Aber er gesteht doch im Verlaufe seiner Abhandlung (S. 25) etwas sehr Wesentliches zu: dass zwei Strömungen in Schiller mit einander ringen, eine Kantische und eine „monistische“, eine „trennende“ und eine „einende“. Das Gleiche habe ich an zahlreichen Stellen meiner Arbeit zum Ausdruck gebracht. Ein prinzipieller Gegensatz ist also zwischen Baumeister und mir nicht vorhanden. Es kommt nur auf das Mass des Kantischen Einflusses an; hierin diffiere ich allerdings von B. um ein beträchtliches. Als „Reifezeit“, von Schillers philosophischem Denken wenigstens, ist doch wohl die Zeit zu bezeichnen, in welcher er seine klassischen ästhetischen Abhandlungen geschrieben hat, also: 1791—1795. In dieser Zeit ist allerdings, das halte ich für zweifellos, Kants Philosophie für Schillers philosophisches Denken bestimmend, wenn auch keineswegs dessen Eigenart verwischend, gewesen: während vor dieser Zeit der Einfluss Kants nur sporadisch auftritt, nach derselben — unter dem Einflusse Goethes und der wieder erwachenden poetischen Schaffenslust — in deutlicher Abnahme, die sich jedoch keineswegs zum völligen Schwinden steigert, begriffen ist.

Im Bemühen, Schillers Originalität nicht verloren gehen zu lassen, lässt Baumeister seinen schwäbischen Landsmann auch da, „wo er mit Kant einig geht, als Idealist, als Rigorist“ (7) selbständig sein, mit Kant nur „aus derselben Quelle schöpfen“, nämlich aus seiner ursprünglichen Anlage und aus seinem protestantisch-christlichen Erbe. Die starke ursprüngliche Anlage, die Prädisposition Schillers zum sittlichen Idealismus und Rigorismus habe auch ich eingeräumt. Eben deshalb nahm er, wie Goethe später in seinen Annalen (von 1794) von dem Freunde bezeugte, die Kantische Philosophie so tief und „mit Freuden“ in sich auf. Aber sie wurde ihm noch mehr: sie „entwickelte“ nun erst voll „das Ausserordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt“ hatte (Goethe ebend.). Ebenso wenig will ich die — übrigens auch nach Baumeister mehr unbewusste als bewusste — Einwirkung des Protestantismus unterschätzen, indessen kann ich in dem letzteren denn doch nicht kurzweg die „Grundlagen der modernen Sittlichkeit“ erkennen, die sich im Unterschiede von der „schön geformten Sinnlichkeit“ der Alten als erhabenes Wollen charakterisiere (15). Gilt das Letzte z. B. nicht auch von der stoischen Ethik? Und entstammte nicht gerade der erste begeisterte Verkünder von Kants ethischer Lehre (Reinhold) dem Katholizismus?

Merkwürdig ist es, dass der Verfasser mit der Betonung des Umstandes, dass der Kern von Kants Ethik „uralt“ sei, anscheinend etwas gegen Kants ethische Originalität gesagt zu haben meint. Wir erblicken mit Schiller vielmehr gerade seinen grössten Ruhmestitel darin, dass er „die gesunde Vernunft aus der philosophierenden wiederherstellte“ und haben um eben dieses Zuges willen das den gleichen Gedanken noch kräftiger ausdrückende „Glaubensbekenntnis“ Schillers als Motto an die Spitze dieser Apologie gestellt. Im übrigen liegt das wissenschaftliche Verdienst einer philosophischen Ethik nicht in ihrem Inhalt, sondern in der Methode

ihrer Begründung (vergl. Kants Wort von dem Werte der Formel, Kr. d. pr. V., Vorwort, S. 7, Anm.). In diese Seite des Kritizismus scheint der Verfasser, der sich sonst, öfters im Anschluß an meine Ausführungen, bemüht, neben Schiller auch Kant zu seinem Rechte kommen zu lassen, nicht eingedrungen zu sein, wie er überhaupt die volle Tiefe der Kantischen Ethik nicht erfasst hat. Sonst könnte er nicht von der „leeren Unbestimmtheit“ (S. 12) des kategorischen Imperativs reden, er würde die unendliche Fruchtbarkeit des Autonomie-Gedankens besser begriffen haben, und er hätte Kant nicht so völlig missdeutet, als ob dieser nur Tugenden, keine tugendhafte Gesinnung, nur sittliche „Thaten“ und keine sittliche „Denkart“ verlangt habe (18). Ich darf ihn wohl, um mir weitere Ausführungen zu sparen, auf meine Dissertation: „Der Formalismus der Kantischen Ethik in seiner Notwendigkeit und Fruchtbarkeit“ (Marburg 1893) verweisen.

Baumeisters Einwände gegen Schillers eigene Bekenntnisse zu Kant: 1. Schiller rede „sehr verschieden“ und 2. er habe seine Stellung zu Kant „selbst nicht immer (!) begriffen“, werden wohl niemanden überzeugen. Was den ersteren betrifft, so ist er selbst ehrlich genug eingestehen (S. 8), dass gewisse antiphilosophische Stimmungsausserungen keinen Beweis von dauernder Aenderung der Ueberzeugung geben, dass ihm aber eine „zureichende, sichere Einsicht über seine Stellung zu Kant gefehlt“, ist doch einem so klaren Kopfe wie Schiller, der Kant Jahre lang eifrig studiert, nicht zuzutrauen. Und nicht bloss Schiller hat sich selbst, namentlich in den erwähnten Jahren, als Kants Jünger betrachtet, sondern alle Welt, insbesondere sein Freund Goethe, hat ihn stets als den „gebildeten Kantianer“ angesehen. Womit natürlich kein Schülerverhältnis im gewöhnlichen Sinne gemeint zu sein braucht.

Dass vielmehr Kants ethischer Rigorismus durch Schiller eine „grundsätzliche Ergänzung“ (S. 3) erfahren hat, brauchen wir nicht jetzt erst Baumeister zuzugeben, haben es vielmehr in den Philosophischen Monatsheften schon hervorgehoben. Die ästhetische Ergänzung des ethischen Rigorismus durch die Aufstellung eines Begriffs des Sittlich-Schönen ist eine selbständige That Schillers und findet sich erst bei ihm in bewusster und voller Ausprägung, nicht aus Kantischen Anregungen, sondern aus seiner eigenen, nach Harmonie auch im Sittlichen strebenden Dichternatur entstanden. Bei Kant dagegen finden sich nur Ansätze, Keime, zerstreute Gedankenblitze in dieser Richtung, aber keine systematische Verbindung. Dem vorkritischen Kant freilich ist das Sittlich-Schöne durchaus nicht fremd (Philos. Monatsh. XXX, S. 553 f.), aber der kritische Philosoph hat diesen Begriff mit bewusster Absicht fern gehalten, um sein methodisches Hauptinteresse, die reinliche Scheidung der Bewusstseinsgebiete, hier des Ethischen und Aesthetischen, nicht zu trüben. Diese methodische Notwendigkeit des ethischen Rigorismus hat auch Schiller klar erkannt und gebilligt, und nur „auf dem Felde der Erscheinung“ und bei der „wirklichen Ausübung der Sittenpflicht“ mit Recht auf jenes „ästhetische Uebertreffen der Pflicht“ gedrungen.

Auf die zahlreichen sonstigen Erörterungen der anregenden Schrift

über Schillers Lebensansicht können wir hier nicht eingehen: In dem Grundton warmer Verehrung gegenüber dem Prediger der Freiheit stimmen wir mit dem Verfasser durchaus überein: auch wir wären mit einem „Schiller als Erzieher“ der Gegenwart in vielerlei Hinsicht einverstanden. Auch wir, die schlimmen Neukantianer, von deren Auffassung Schillers ich übrigens zu meiner Genugthuung durch Baumeister (S. 5, 55) vernehme, dass sie „in dieser neukantschen Aera“ die herrschende ist, betrachten Schiller durchaus als eine „Grösse für sich“, und hoffen mit Baumeister, dass nach ihm gefragt werden wird, so lange sittlicher und philosophischer Idealismus in deutschen Köpfen und Herzen lebt.